
Johnson-Jahrbuch

Band 2/1995

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson IX, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl. –

Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20901-0

© 1995, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Annekatriin Klaus

Wohin geht Undine?

Zu: Wolfgang Paulsen, Uwe Johnson. Undine geht:
Die Hintergründe seines Romanwerks

Wer sich in ein Forschungsgebiet einarbeiten oder den Anschluß an die Entwicklung nicht verlieren will, der ist auf Monographien angewiesen. Sie lassen sowohl eine gründliche Behandlung des Gegenstands als auch neue Erkenntnisse erwarten. Wolfgang Paulsen hat ein solches Buch über Uwe Johnson und die »Hintergründe seines Romanwerks« unter dem Titel *Undine geht* vorgelegt. Zuerst einmal liest man darin, daß »die Uwe Johnson-Forschung [...] noch in ihren Kinderschuhen«¹ steckt und daß vor allem Dissertationen zu Johnson nichts zu bewegen vermögen, verbeißen sie sich doch zu sehr in der Formproblematik und stammen ohnehin nur von lauter »verhinderten Dichtern« (9). Überrascht, aber durchaus willig akzeptiert man dieses Urteil eines erfahrenen Wissenschaftlers – was immerhin mit einer weiteren Feststellung belohnt wird, die alle heimlichen Wünsche des literaturwissenschaftlichen Nachwuchses erfüllt: »Es ist ein [...] weitverbreiteter Aberglaube, daß man alles gelesen haben müsse« (10). Und auf die unausgesprochene Frage ›Aber wie dann?‹ präsentiert Paulsen seinen eigenen Zugriff auf das Riesenwerk *Jahrestage*, bei dem es ihm um die »hier gestaltete Lebensproblematik des Autors Uwe Johnson« (10) geht, oder, wie er es im Abschluß seiner »Vorbemerkung« formuliert: »Es geht um das schlechthin ›Menschliche‹ und das ›Leiden‹ unter diesem Menschlichen mit seinem metaphysischen

1 Paulsen, Wolfgang: Uwe Johnson. Undine geht: Die Hintergründe seines Romanwerks, Bern 1993, S. 9. Textstellen sind im folgenden durch Seitenzahlen in runden Klammern angegeben.

»Heimweh« nach etwas, für das es keine »Heimat« mehr gibt. Und es ist schließlich jene graue Region in der Begegnung der Geschlechter, auf die man bei ihm [Johnson, A.K.] von Anfang an immer wieder stößt, um einen Erlebnissbereich des schlechthin »Menschlichen«, in dem der Autor seinen Leser direkt – oder indirekt – ansprechen kann (und muß)« (12). Man darf also gespannt sein, was dieser biographische Zugriff zu leisten imstande ist; die Latte hat Paulsen mit seiner klaren Ablehnung der gängigen Herangehensweise selbst aufgelegt.

In seinem ersten Kapitel stellt Paulsen das »Problem Heimat« in den Mittelpunkt. Er reißt mit den Schlagworten Zeitroman, Entwicklungsroman, Familienroman kurz einige bisher vorliegende Lesarten zu den *Jahrestagen* an, um dann auf den Aspekt des Heimatromans zu sprechen zu kommen, den er für den maßgeblichen hält. Die *Jahrestage* intonierten mit dem Heimatthema den Verlust von Hoffnung, Heimat und Identität sowie die schmerzliche Erinnerung an Kindheit, bei der es »um Archetypisches, um eine seelische Landschaft menschlichen Daseins vor dem Selbstverlust« (24) ginge. Paulsen bietet sogar ein »Verständnis des all diesem zugrunde liegenden Archetypischen« (25) an, indem er in einem längeren Vergleich von Jean Améry und Uwe Johnson herausarbeitet: »Hier wie da [...] geht es um das Bedürfnis nach Selbstbestätigung in der und durch die sich als Heimat ausgebende Natur« (28). Der Wert dieser Feststellung ist fraglich, zumal Paulsen als vorläufiges Fazit aus diesen Erwägungen zu verschiedenen Lesarten der *Jahrestage* zugeben muß, daß wohl »von all dem etwas in diesem gerade in formaler Hinsicht neue Wege einschlagenden Werk steckt« (31).

Daran anschließend wird nach einer kurzen Zwischenbetrachtung zum *Zauberberg* die Existenz einer positiven Utopie im Johnsonschen Hauptwerk zurückgewiesen – statt dessen sei es Johnson um ganz andere Dinge zu tun gewesen: »Worum es ihm geht und schon in jungen Jahren gegangen ist, ist die Postulation des Ich als dem absoluten Wert, der sich nur in der Inbesitznahme des für ihn »Ur-Weiblichen« in der Gestalt Gesines durchsetzen ließ« (35). Das bleibt an dieser Stelle eine These, anstelle des Beweises wendet sich Paulsen wieder der Frage nach einer Utopie zu, wobei er nun einräumt, daß mit dem Prager Frühling durchaus ein »Moment der Hoffnung« (ebd.) in die *Jahrestage* eingegangen sei. Allerdings geht er auf dieses doch deutliche Fragezeichen hinter seinem vorherigen Urteil nicht weiter ein, sondern befaßt sich nun in aller Kürze mit dem naheliegenden Diskursfeld Sozialismus. Hier haben dann auch einige Gedanken zum Johnsonschen Umgang mit dem Faschismus in der Bundesrepublik sowie zu seinem Verhältnis zur

»Metropole des westlichen Kapitalismus« (36) New York Platz. An diesem Punkt werden die Erwägungen wieder etwas ausführlicher, können allerdings keine neuen Erkenntnisse liefern: »Was er [Johnson, A.K.] in Amerika suchte, war das, was Deutschland ihm nicht mehr zu bieten vermochte. Man könnte ihn geradezu einen Mann auf der Suche – einer sicher unbewußten – nach einer neuen Heimat nennen« (38). Und auch die Diskussion der schon häufiger gestellten Frage, ob denn Johnson seine New Yorker Erfahrungen über eine weibliche Spielfigur episch distanziert habe, kombiniert mit der Frage nach der sprachlichen Virtuosität Johnsons, die einen kleinen vergleichenden Exkurs über Grass und Walser nach sich zieht, bringt nur Gedanken, die bereits wiederholt in der Sekundärliteratur präsentiert wurden. Noch einmal drehen sich Paulsens Überlegungen dann um New York, um das Thema Heimat und erneut um Johnsons Sprache, bis er schließlich die Katze aus dem Sack läßt und zu einer, seiner Definition des Begriffs »Heimat« in den *Jahrestagen* kommt: Heimat sei dort ein »Urelement des Mythos« (46), ein »mythe personnel« [...], innerhalb dessen »Heimat« mit dem von ihm ausgelösten »Heimweh« das Signal für eine existentielle [...] Verlassenheit abgibt« (47). Das Wort habe bei Johnson »etwas eigentümlich Oszillierendes, kaum Festlegbares« (47) und spreche etwas an, das als eine Art allgemeinschliche Konstante, als ein Grundbedürfnis verstanden werden kann: »ein Potential von Gerborgenheit« (49).

Daß das erste Kapitel mit all seinen Drehungen und Wendungen so ausführlich skizziert wurde, hat vor allem den Zweck, ein Problem der Paulsenschen Argumentation herauszustellen. Vermutlich beeinflußt von der amerikanischen Art, eher essayistisch zu schreiben, läßt er dem Gang seiner Gedanken zu sehr die Zügel schießen, schreibt bisweilen beinahe assoziativ, was den roten Faden in diesem Kapitel gründlich verwischt. Angesichts seiner vielen Thesen, die er – nach dem Gestus der Präsentation zu urteilen – für neu hält, die aber eben nicht neu sind (was ja auch für die tiefere Dimension des Heimatbegriffs bei Johnson gilt, die längst ein Allgemeinplatz in der Forschung ist), muß er sich die Frage gefallen lassen, ob es vielleicht nicht doch besser gewesen wäre, zwar nicht »alles«, aber doch mehr von »Fingerübungen« (10) anderer Wissenschaftler gelesen zu haben.

Ähnliches gilt für das folgende Kapitel »Das Erfinden als Erinnerungsvorgang«. Hier äußert sich Paulsen auch zu *Ingrid Babendererde* und *Mutmassungen über Jakob*, u.a. im Hinblick auf die Frage der Trennung bzw. Vermischung von Fiktion und Realität in Johnsons Werken. Er konstatiert eine stärkere Verwischung der beiden Bereiche als allgemein-

hin in erzählender Literatur üblich und liest dies als ein Symptom der »schizoiden Veranlagung« (53) Johnsons – da ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der Frage: »Was hat ihn zum Alkoholiker gemacht? Die Johnson-Forschung steht hier noch vor vielen Aufgaben« (54). Darüber und über den Erkenntniswert einer solchen »Ursachenforschung« mag man nicht einmal mehr trefflich streiten.

Des weiteren würdigt Paulsen in diesem Kapitel den komplexen Figurenkosmos, den Johnson in seinen Romanen geschaffen hat. Aus der Tatsache, daß der Autor diesen Kosmos jederzeit perfekt beherrschte und den Verbleib seiner Personen auch jenseits der jeweiligen Geschichte kannte, schließt Paulsen, daß dieser keine rein fiktive Welt sein kann, sondern zu einem großen Teil auf eigener Erfahrung bzw. vor allem *angeeigneter* Erfahrung fußt: Die Familiengeschichte der Cresspahls setze sich zu weiten Strecken aus den Erinnerungen von Johnsons Frau Elisabeth zusammen (vgl. 55f.). Von hier ist es nicht mehr weit zur Kernthese des Kapitels. Im Zusammenhang mit der Tatsache, daß zwischen *Ingrid Babendererde* und den *Mutmassungen über Jakob* ein erzähltechnischer Kurswechsel zu beobachten sei, der nur in zweiter Linie dem Wunsch Johnsons nach einer »Ich-Proklamation« (58) und seinen Studien in Leipzig entspringt, legt Paulsen den seiner Meinung nach eigentlichen Initialpunkt des Johnsonschen Schaffens frei, die »Begegnung mit seiner Ur-Gesine in der Gestalt von Elisabeth Schmidt« (58) im Jahre 1956. Dies sei »die Geburtsstunde seiner Gesine« (63) gewesen, in den *Mutmassungen* sei zwar das »Gesine-Erlebnis« noch von der »Jakob-Problematik« überlagert, deshalb bleibe die Gesine-Gestalt auch merkwürdig schemenhaft, doch sei mit ihr »die mythologische Frau«, die »Phantasmagorie des Weiblichen« in Johnsons Leben und Schreiben getreten (65). »Gestaltbar wurde sie erst [eben in den *Jahrestagen*, A.K.], als sie sich ihm, Jahre später, von der Elisabeth an seiner Seite gelöst, emanzipiert hatte, in jenem Spannungsfeld existierend, in dem Mythos zur Wirklichkeit wird, vollkommen verinnerlicht« (65). So weit der wichtigste Gedanke in diesem Kapitel.

Festgehalten werden müßten noch: die recht treffende Kennzeichnung der Johnsonschen Erzählweise als ein »Streben nach neuen Möglichkeiten realistischen Erzählens« (67), das aufgrund der betonten »Ichhaftigkeit eines Johnsons« von »einem latenten Subjektivismus« (68) spannungsvoll unterspült werde; einige weitere Bemerkungen zu *Ingrid Babendererde*, die jedoch lediglich in die Wiederholung der These von der »Ur-Gesine« und der erzählerischen Aneignung ihrer Welt (vgl. 74) münden; und schließlich noch etwas Bemerkenswertes, das für den weiteren Blick auf

die Überlegungen Paulsens die wegweisende Perspektive bietet. Paulsen interpretiert den Namen »Beate Dusenschön« – der ja, vom Niederdeutschen ins Hochdeutsche übertragen, nichts anderes heißt als »Tausendschön« – als »Busenschön« (78). Problematisch wird dies, wenn man berücksichtigt, daß es in *Marthas Ferien*² ein Mann ist, der denselben Namen führt und dem nun wirklich kein »schöner Busen« nachgesagt werden kann. So verweist diese Kurzsichtigkeit Paulsens auf eine Fixierung auf besagten weiblichen Körperteil, die ihn denn auch den Nachnamen von Fontanes Effi sofort als auf das englische Wort »breast« anspielend lesen läßt (vgl. 107) und die Ausdruck einer anderen, tieferen Fixierung ist: Er wird im folgenden mit dem Einwurf rechnen müssen, daß die angebliche Existenz »der mythologischen Frau« in Johnsons Texten in dieser Form doch wohl Ausfluß seiner, Paulsens, eigenen Faszination vom Mythisch-Weiblichen ist und weniger eine These, die aus solider Interpretationsarbeit heraus plausibel wird.

Das dritte Kapitel, »Überlegungen zur inneren Struktur der *Jahrestage*«, beginnt mit einem erneuten Seitenhieb auf Erkenntnisse zu Johnson, die bisher »in der Forschung, insbesondere in der Unterabteilung »Dissertation« (79) gewonnen worden sind und nach Paulsens Meinung der komplexen inneren Struktur der *Jahrestage* nicht gerecht werden können. Vor allem die »unbescheidene Art des Auftretens« (79) eines Ulrich Fries kann Paulsen nicht gefallen, und er kritisiert nicht nur »Positur« und »große Worte« (79) des jüngeren Wissenschaftlers, sondern zieht ihn auch, nur diffuse Ahnungen zu haben und vieles einfach nicht zu wissen (vgl. 80). Man mag zu Fries stehen, wie man will – ärgerlich werden solche Vorwürfe besonders dann, wenn der Ankläger seine eigenen Ansprüche selbst nicht erfüllen kann. Und was will man davon halten, daß Paulsen den 1934 geborenen Johnson in einer früheren Abhandlung³ kurzerhand zu einem Gründungsmitglied der Gruppe 47 machte, daß in *Undine geht* aus dem Jöche der *Mutmassungen* ein »Jösche« (77) wird (was ja noch ein Druckfehler sein mag), daß er vor allem seine eigenen mangelnden Kenntnisse selbst entlarvt, indem er behauptet, in den ersten Szenen der *Mutmassungen* unterhielten »sich Bekannte Jakobs, Arbeiter wohl, in ihrer schon ans Naturalistische grenzenden Umgangssprache« (69)? Dr. Jonas

2 Vgl. Johnson, Uwe: Versuch, einen Vater zu finden/*Marthas Ferien*, hg. v. Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1988, S. 40ff. Diesen Hinweis verdanke ich Karin Wilken.

3 Vgl. Paulsen, Wolfgang: Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, Tübingen 1991, S. 113.

Blach wird sich bedanken. Eine genaue Lektüre scheint hier nicht stattgefunden zu haben.

Nach der vehementen Kritik an Fries präsentiert Paulsen noch einmal seinen eigenen Ansatz, »die *Jahrestage* auf die Primärerfahrungen hinter dem Werk hin anzugehen, die den Motor für die Kreativität ihres Autors abgegeben habe« (82). Im Zusammenhang mit Überlegungen zu Johnsons Versteckspiel mit und hinter seiner Figur Gesine kommt Paulsen dabei zu einem wichtigen Punkt: »Aber kann man das überhaupt? Lassen sich weibliche Erlebnisse denn so einfach auf männliche (und umgekehrt) transferieren, so daß das Geschlechtsspezifische beiseite geräumt« – bis hierhin ist dies sicherlich ein zentrales Problem der Konstruktion der *Jahrestage*, doch dann enthüllt Paulsen mit der Fortführung seiner Frage, daß er das eigentliche Spannungspotential überhaupt nicht begriffen hat – »und die von der Frau auf den Mann ausgehende Magie unterschlagen wird« (84)? Für Paulsen ist also die Existenz einer solchen »Magie« völlig selbstverständlich; daß dieses Phänomen ein zu hinterfragendes sozio- und kulturgeschichtliches Konstrukt sein könnte, kommt ihm nicht in den Sinn – und kann ihm auch gar nicht in den Sinn kommen, denn dann müßte er ja analytischen Abstand nehmen von seiner These der heillosen Verzauberung Johnsons durch seine Ur-Gesine, die er nun noch einmal formuliert (vgl. 87f.). Die autobiographischen Fakten hinter jener Verstrickung, das »Urbild« (88) hinter Gesine, sind es, die Paulsen interessieren, und da hier bislang nur spärliche Informationen vorliegen, hält er sich im ersten Zugriff auf die »Realität« von Johnsons Leben an die *Skizze eines Verunglückten* und deren Protagonisten Hinterhand, »über dessen Identität mit ihm [Johnson, A.K.] selbst kein Zweifel bestehen kann« (90). Die ausführliche und konträre Diskussion in der Sekundärliteratur gerade über diese vorschnelle, simple Gleichsetzung scheint Paulsen nicht berücksichtigen zu wollen.

Bevor er zu diesem Punkt weitere Ausführungen macht, wendet sich Paulsen dem Melusinen-Mythos zu, den er kurzerhand zu »ein[em] Produkt der Romantik« (90) erklärt. Nun sind Schlangenfrau-Märchen allerdings schon aus dem späten Mittelalter überliefert,⁴ zudem wird in der Motivforschung der Melusinen-Mythos bis auf das antike Märchen von *Amor und Psyche* zurückgeführt. Ein Blick auf die von Paulsen be-

4 Es handelt sich dabei um die Dichtung *Peter von Staufenberg* von Egenolf von Staufenberg, die sich an Konrads von Würzburg bekannte Erzählung *Partonopier und Meliur* anlehnt. Noch ältere Melusinen-Stoffe finden sich beispielsweise bei Gervasius von Tilbury in seinen *Otia Imperialia* (um 1210) oder auch bei Marie de France in ihrem *Lai de Lanval* (zwischen 1160 und 1185).

nutzten Untersuchungen⁵ erklärt den Kurzschluß und läßt weiterhin ahnen, warum der Begriff der Melusine bei Paulsen so undifferenziert bleibt (obwohl er unter dem Titel *Im Banne der Melusine* bereits eine längere Abhandlung zum Werk Theodor Fontanes⁶ geschrieben hat). Nach allerlei mythischem Geraune zur Melusinen-Ehe, zur Männerpsyche und der Suche des Mannes nach seiner Anima⁷ wird nämlich dann endgültig deutlich, daß die Einführung des Melusinen-Motivs nicht einem neuen methodischen Zugriff dienen soll, sondern lediglich als Synonym für bereits Gesagtes funktioniert: Elisabeth ist Gesine, Gesine ist Melusine (vgl. 95, 107), ist die »Phantasmagorie des Weiblichen« (s.o.), ist »die ›Frau an sich‹, die [...] berufen wird, der Mythos ›Weib‹« (108). Was dieser »Mythos« eigentlich beinhaltet, welche Festschreibungen, Imaginationen und Diskriminierungen er enthält, wird an keiner Stelle erläutert: nichts klärt sich auf, und der mythische Nebel wallt weiter. Paulsen verläßt sich ganz und gar auf die Suggestivkraft dieses Schlagwortes, der er anscheinend selbst auch erlegen ist.

5 Paulsen bezieht sich auf die beiden Titel: Vogel, Matthias: »Melusine ... das läßt tief blicken«. Studien zur Gestalt der Wasserfrau in dichterischen und künstlerischen Zeugnissen aus dem 19. Jahrhundert, Bern 1989, und Max, Frank Rainer (Hg.): Undinenzauber. Geschichten und Gedichte von Nixen, Nymphen und anderen Wasserfrauen, Stuttgart 1991. Vogel beschäftigt sich explizit nur mit dem 19. Jahrhundert und stellt die Wandlungen des Melusinen-Stoffes mehr deskriptiv, also ohne eine dahinterstehende Frauenbild kritisch betrachtende Analyse, dar. Doch gerade eine solche Untersuchung der männlichen Angst- und Wunschprojektion auf die Frau als wilde lockende und zugleich bedrohliche Natur wäre für die Paulsenske Perspektive erhellend gewesen. Bei Max finden sich Primärtexte fast ausschließlich aus dem 19. Jahrhundert, die obigen Schluß Paulsens also auch nahelegen. Der Herausgeber merkt zwar an, hinter der Frau »als personifizierte Natur« stünden »recht männliche Wunschvorstellungen« (S. 14), doch kommt er über diesen Euphemismus nicht hinaus. – Eine sinnvolle Ergänzung zu den beiden genannten Titeln könnte sein: Roebeling, Irmgard (Hg.): Sehnsucht und Sirene. Vierzehn Abhandlungen zu Wasserphantasien, Pfaffenweiler 1992, da hier ein weiter ausgreifender und kritischerer Ansatz gewählt wurde.

6 Paulsen, Wolfgang: *Im Banne der Melusine*. Theodor Fontane und sein Werk, Bern 1988.

7 Hier wird einmal mehr deutlich, daß die Stellen in *Undine geht*, in denen Paulsen scheinbar den feministischen Zeigefinger schwingt, tatsächlich nur Täuschung gewesen sind, daß Paulsen noch unbeeindruckt in den alten Kategorien denkt. »Wie aber finden zwei Menschen, eine Frau und ein Mann, überhaupt zueinander?« (103), fragt er sich und hat auch sogleich die Antwort: »Der Mann hat sich [...] schon früh unbewußt ein Bild von seiner Anima gemacht, die er nun sucht. Sie ist ein Teil von ihm selbst, der etwas in eine Frau projiziert, die diesem Bild entspricht und auf das die Frau, wenn ihr Gleiches geschieht, antwortet« (ebd.). Was so beschrieben wird, ist die klassische Aufteilung in männliche Aktivität und weibliche Passivität, ist die uralte Geschichte vom Dornröschen, das vom Prinzen wachgeküßt werden muß, vom Adam, dem seine Rippe fehlt.

Dieser Sachverhalt, der weiter oben bereits einmal als »Fixierung« Paulsens bezeichnet wurde, wird im folgenden Kapitel »Von Gesine zu Mrs. Hinterhand« noch augenfälliger. Paulsen will nun den Beweis antreten für seine Behauptung, »daß mit der Feststellung, hinter dieser Gesine verberge sich kein anderer als seine [Johnsons, A.K.] Frau Elisabeth, längst keine Geheimnisse mehr verraten werden« (113). In einem ersten Anlauf in diese Richtung liest er die Passage in den *Begleitumständen*, in der Johnson seine Schreibblockade u.a. mit den Worten »Mrs. Cresspahl hatte abgesagt«⁸ beschreibt, folgendermaßen: Johnson spreche »in diesem Zusammenhang von seiner Frau ganz einfach als von »Mrs. Cresspahl« (114). Wer die letzten beiden Seiten der *Begleitumstände* betrachtet, wird Schwierigkeiten haben, diese Auslegung nachzuvollziehen. Dazu gehört auch der Fakt, daß Johnson wenig später schreibt, er sei im Begriff »die Verständigung mit Mrs. Cresspahl von neuem herzustellen«⁹ – was ja nach der Paulsenschen Lesart doch wohl gleichzusetzen wäre mit einer angestrebten neuen Verständigung mit seiner Frau. Hier läuft der Gedankengang dann ins Absurde.

Bevor Paulsen fortfährt, betont er noch einmal, daß die bisherige Johnson-Forschung ohne die Berücksichtigung aller psychologischen und autobiographischen Implikationen zu »peinlichen Entgleisungen« (118) geführt habe und daß allein der zuvor von ihm schon häufiger gelobte Bernd Neumann ein »Licht in der Finsternis« (118) sei, da bei ihm »die recht durchsichtige Tatsache« anklinge, »daß hinter Gesine niemand anders stehe als eben seine [Johnsons, A.K.] Frau Elisabeth« (119).

Dann folgt der zweite Anlauf zur Beweisführung, der nun in vier Argumente gegliedert ist. Als erstes hält Paulsen sich an Johnsons eigene Aussage, »er habe Gesine seit 1956 gekannt« (121), jenem Jahr also, in dem Johnson auch seine Frau Elisabeth kennengelernt hat, die insofern »als das Modell für Gesine zu gelten« (121) habe. Da kann man durchaus anderer Meinung sein, und auch die Behauptung, Johnson selbst habe daran »nie einen Zweifel gelassen« (122), die mit einem Verweis auf die *Begleitumstände* untermauert wird, kann nicht überzeugen, da in den *Begleitumständen* davon gar nichts steht.¹⁰ Einen zweiten Anhaltspunkt für seine These sieht Paulsen in den Vorwürfen Johnsons an die Adresse seiner Frau im Rahmen seiner letzten Vorlesung in Frankfurt, wo es u.a. darum geht, daß er sie »für seine Mitarbeiterin bloss angesehen habe,

8 Johnson, Uwe: *Begleitumstände*. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt am Main 1980, S. 452.

9 Ebd., S. 453.

10 Vgl. ebd., S. 423. Johnson gibt hier lediglich an, daß er verheiratet ist.

wenn sie ihm den Inhalt des Wortes *rosny* in der tschechischen Sprache aufschlüsselte.¹¹ Paulsen betrachtet die Gesamtpassage als ein »krauses Argument« und das Wort »*rosny*« scheint ihm gar »Schlüssel für den ganzen Roman« (123) zu sein, da Johnson den Leser »darüber weiterhin im dunkeln läßt« (ebd.) und sich über die Bedeutung des Wortes ausschweigt. Das Rätsel löst sich, wenn man die *Jahrestage*¹² aufmerksam gelesen hat, die auf S. 1738 Auskunft geben: »Was bedeutet im Tschechischen das Wort *hrozný*? furchtbar, schrecklich, gräßlich, entsetzlich, schauerlich, grauenhaft, grauenvoll.« Dann gibt die zitierte Stelle aus den *Begleitumständen* keine Rätsel mehr auf, und man kann sich auch die eigenen Nachforschungen nach der Übersetzung des Wortes, wie Paulsen sie liefert, sparen. Als drittes Argument weist Paulsen auf die heftige Reaktion Johnsons auf den (ob nun realen oder nur eingebildeten) Verrat seiner Frau hin. »Man muß nämlich bedenken, daß dieses Leiden sich allen üblichen Verhaltensmustern entzieht, denen zufolge der »betrogene Ehemann« traditionellerweise ja keine tragische, sondern eher schon – als »Hahnrei« – eine komische Figur abgibt« (115). Daß »er physisch mit einem Herzinfarkt und psychisch mit einer langjährigen Schreibhemmung reagierte« (ebd.), verweise deshalb auf eine Tiefe der Verletzung, die nur durch die »Identität von Gesine und Elisabeth« (115) zu erklären sei. »Daß er durch den Identitätsverlust seiner Ur-Gesine in seinen eigenen Augen selbst seine Identität verloren hatte« (124), ist nach Paulsen der Grund für die »paranoide« (vgl. 124) Reaktion des Autors. Der Schluß liegt nahe, daß alle männlichen und weiblichen, tatsächlich oder nur eingebildet Betroffenen, die Eifersucht und Schmerz in größerem Ausmaß empfinden, mit dieser Reaktion gleichfalls in die Randbereiche der Pathologie gehören.

Schließlich kommt Paulsen zu seinem letzten Hinweis auf die »offensichtliche« Identität von Elisabeth mit Gesine. Er bezieht sich dabei auf jene Stelle der *Begleitumstände*, in der Johnson spielerisch die Entstehung von *Eine Reise wegwohin* im Jahre 1964 beschreibt: »Dafür [für den Text *Boycott der Berliner Stadtbahn*, A.K.] hatte er sich lediglich Urlaub genommen aus einer anderen Korrespondenz. Das war die Auseinandersetzung mit einer der Personen, in deren Gesellschaft er die Zeit vom 17. Oktober bis zum 10. November 1956 verbracht hatte.«¹³ Die Tatsache, daß Johnson sich »sehr genau, erstaunlich genau« (125) an diese Daten

11 Ebd., S. 451.

12 Johnson, Uwe: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Bd. I-IV, Frankfurt am Main 1988.

13 Johnson, *Begleitumstände* (Anm. 8), S. 299.

erinnern kann, ist für Paulsen der Fingerzeig, daß dies die entscheidende Zeit in Johnsons Leben gewesen ist, eine Zeit, die er mit der sonst oft von ihm getrennten Elisabeth Schmidt verbracht hat: »Es ist die Zeit, in der eine Gesine sich in einer Elisabeth konkretisierte, diese Elisabeth ihm zur Gesine wurde« (125). Allerdings klärt sich die erstaunliche Erinnerungsfähigkeit Johnsons ganz anders auf, wenn man bedenkt, daß die von ihm zitierte Zeit im Herbst 1956 nichts anderes ist als die erzählte Zeit der *Mutmassungen über Jakob* – das ist nicht schwer zu merken, für den aufmerksamen Leser nicht und noch weniger für den Autor selber. Aber damit nicht genug: Paulsen wittert hinter der Formulierung »andere Korrespondenz« den Hinweis auf einen Briefwechsel zwischen Johnson und seiner zukünftigen Frau, die 1961 in Prag studiert hat. Gegen den expliziten Bezug der *Begleitumstände*-Textstelle auf das Jahr 1964 biegt er sie deshalb um auf das Jahr 1961 (vgl. 126), was zur Folge hat, daß seine Argumentation nur noch schwer nachvollziehbar wird und eine kuriose Blüte treibt: Gesine ist auf einmal acht Jahre älter als Johnson, »was sie für den Psychologen schon ins Mütterliche gerückt haben könnte« (126), natürlich. Zwischen den Jahren 1933 und 1934, dem fiktiven Geburtsjahr Gesines und dem realen Geburtsjahr Johnsons, liegt aber nun einmal nur ein Jahr, und spätestens hier müßte Paulsen doch aufgefallen sein, daß er sich verrannt hat. Daß er seine Argumente statt dessen mit so viel Verve und innerer Überzeugung vorträgt, ist ein weiteres Signal für eine zwanghafte Art der Lektüre, die ihn alle widersprechenden Fakten vergessen läßt. Er kann seinen Blick nicht von Elisabeth-Gesine-Melusine und ihrer todbringenden Magie lösen, da er an diesen Mythos glaubt und ihn in seiner Interpretation um jeden Preis fortschreibt, auch wenn er damit den Autor und sein Schaffen vergewaltigt. Wo kritisches Hinterfragen opportun gewesen wäre, um vielleicht tatsächlich neue Erkenntnisse zu Johnsons Werk zu gewinnen, wird die Schicht des mythischen Mörtels nur noch dicker.

Um nicht nur aus den *Begleitumständen* »Beweismaterial« für seine These herauszufiltern und »die Ereignisse aus dem Juni 1975 in Sheerness [...] in ihrem vollen Ausmaß zu begreifen« (128), die Zeit der Johnsonschen Ehekrise also, wendet sich Paulsen nun ausführlich der *Skizze eines Verunglückten* zu. Seine Interpretation und Argumentation sollen hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden – es mag der Hinweis genügen, daß auch sie aufgrund einer ungenauen Lektüre nur wenig überzeugen können. Den Anfang der kurzen Erzählung so zu verstehen, daß das Restaurant am Broadway einmal dem alten Mann gehört habe (vgl. 128), mag ja noch angehen, auch wenn darüber die potentielle übertragene

Bedeutungsnuance des Possessivpronomens im Deutschen vernachlässigt wird und eine Seite später eingeräumt werden muß, Joe Hinterhand habe »offenbar niemals ein Restaurant am Broadway besessen« (129) – dann jedoch die Frage zu stellen, »was hinter diesem Namen [de Catt, A.K.] steckt« (130) und selbst zu spekulieren: »Catt« als eine Version von »cat«, Katze?« (ebd.), ist ein eindeutiges Zeichen von Flüchtigkeit. Denn es wird doch im Text ausdrücklich erklärt: »Joachim de Catt«, mir hätte der Name weiterhin eingeleuchtet, auch weil er einem niederdeutsch gebildeten Leser das Betragen einer Katze ankündigte.«¹⁴ Gleiches gilt für Paulsens Überlesen der Erklärung für den Namen Hinterhand, über den er mutmaßt: »Offensichtlich benutzte er [Johnson, A.K.] [...] das Vokabular des Kartenspiels demzufolge der, der die Karten ausspielt, die ›Vorderhand‹ hat, ›Hinterhand‹ dagegen, Duden zufolge, der ist, der ›als letzter und in Kenntnis des Vorausgehenden zu handeln bzw. sich zu äußern‹ hat« (131). Paulsen hätte den Duden nicht bemühen müssen, denn in der *Skizze* steht unmißverständlich: »es lag dem Verfasser von ›Ein behütetes Schaf‹ daran, gerade diesen Leuten eine fortgesetzte Neckerei und Beobachtung zu versprechen. Also verfiel er auf eine Anleihe bei der Skatsprache, jenen Partner nämlich, der seine Karten als letzter ausspielt; ›J. Hinterhand‹ nannte sich der Autor.«¹⁵

Diese Beispiele mögen ausreichen, um im Zusammenhang mit weiter oben ausgeführten Schwachstellen der Paulsenschen Lektüre und den daraus oft resultierenden Interpretationsfehlern erneut den Zweifel am Paulsenschen Diktum, »man müsse nicht alles gelesen haben«, anzumelden. Zumindest eine gründliche Lektüre der Primärliteratur scheint doch ratsam zu sein.

Die weiteren Ausführungen, die Paulsen zu Beginn seines vorletzten Kapitels, »Die Verlassenheit und ihre Hintergründe«, zur *Skizze eines Verunglückten* macht, sollen ebenfalls vernachlässigt werden, bis auf das Resümee, das da – wie zu erwarten war – heißt: »Was in der Gestalt Mrs. Hinterhands wie der Mrs. Cresspahls wieder einmal berufen wird, ist die ›mythologische Frau‹ Goethes, das dem Mann unverständliche weibliche Urgeheimnis und damit eine Version der Melusine, Undine« (142). Die in der *Skizze* geschilderte Todesart, der Selbstmord durch »Ableben«, sowie Johnsons Alkoholismus, der ja auch als eine Art systematischer Selbstmord auf Raten betrachtet werden kann, bringen Paulsen zu der Frage nach der psychischen Befindlichkeit des Menschen Uwe Johnson.

14 Johnson, Uwe: *Skizze eines Verunglückten*, Frankfurt am Main 1981, S. 14f.

15 Ebd., S. 16.

Die »Einsamkeit des moralischen Subjekts« als eine[-] »Krankheit zum Tode« (145) bzw. der zu diagnostizierende extreme Fall »von Selbstverlust«, von einer »ungewöhnlich tiefe[n] Verunsicherung, aus der heraus er [Johnson, A.K.] sich [...] der Frau näherte« (147), müssen Ursachen haben, die Paulsen in Johnsons Kinder- und Jugendzeit sucht. Nun folgt eine lange Liste (vgl. 148–157) mit wenig Fakten und viel Spekulation, in der Paulsen unter seinem fixierten Blickwinkel die Frühzeit des Autors psychoanalysierend zu rekonstruieren versucht. Daß ein solches Vorgehen nicht nur unter literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten problematisch ist, ist spätestens seit den Querelen um die Johnson-Biographie Bernd Neumanns deutlich geworden, auf die Paulsen aufgrund seiner begrenzten Informationslage verweist und von der er sich weitere Enthüllungen zum Psycho-Drama Johnson erhofft. Als Fazit seiner vorläufigen Erwägungen zu diesem Thema kommt Paulsen zu einer Diagnose, die schon vielen Dichtern und Denkern angehängt wurde, die also kaum überraschen kann, aber selbst als Klischee noch befremdlich wirken muß: »Das Genie in seiner Pathologie. Die Psychiatrie wird hier das letzte Wort haben« (158).

In seinem letzten Kapitel schließlich möchte Paulsen »Zugänge zu den *Jahrestagen*« bieten. Er hebt an mit einer erneuten Selbstvergewisserung: »Ein Werk wie die *Jahrestage* [...] läßt sich offenbar auf sehr verschiedene Weisen lesen, bis hinunter zur Fleißarbeit, wie wir gehört haben. Es kommt bei solchen Äußerungen weitgehend auf den Erfahrungshorizont des jeweiligen Lesers an: Solange er mit vorgefaßten Thesen, seien es die Brechts, Lukács', Benjamins oder gar Adornos, operiert, muß er die in den Text eingegangene Dynamik verfehlen, denn sie liegt hinter dem Text, im Spannungsfeld von Autor und seinem Werk« (159). Und Paulsen ist sich ziemlich sicher, die Dynamik des Textes mit seiner Art der Lektüre ausmessen zu können, jene Momente in der Textur, wo »die Emotionen durchbrechen« und die Sprache »sich irrational verschlingt« (157) – »Mir fehlen dafür die Maßstäbe, aber ich meine, solche Stellen lesend zu spüren« (ebd.). Hierauf vertraue man also eher als auf die Schriften Benjamins oder Adornos.

So ist es nicht verwunderlich, daß eine angemessene Würdigung des Aufbaus der *Jahrestage* und des Einflusses der sozialistischen Ästhetik auf Johnsons Schaffen auch »erstmal« bei Paulsen zu finden ist. Lediglich Bernd Neumann sei es zuvor gelungen, mit der »Einsicht in die weiteren psychologischen Aspekte« in Johnsons Leben und Schreiben ebenfalls »den Nerv der Dichtung« bloßzulegen, die »mythischen Dimensionen« in seinem engen Zusammenhang zum »autobiographische(n) Moment«

aufzuspüren (vgl. 164). Dann kommt Paulsen – sozusagen als negatives Gegenbeispiel – auf »die unglückselige Ingeborg Hoesterey« (163) zu sprechen, die er mit Formulierungen attackiert, welche er im vierten Kapitel in seinem Kommentar zur Friesschen Diktion noch selbst kritisiert hat. Ein Hagel von »Peinlichkeit«, »Linguistenlatein«, »absurd«, »Unfug«, »reichlich spießbürgerlich« und schließlich sogar »Frau Beckmesserin« (vgl. 165f.) geht auf den »Feind« in Paulsens Visier nieder, und man ahnt bereits, warum diese Flut von Polemik ausgerechnet über einer Wissenschaftlerin zusammenschlägt, während männliche »Gegner« wie eben z.B. Ulrich Fries immerhin ernst genommen und vergleichsweise geschont werden. Der Satz: »So kann nur jemand schreiben, der mit dem Material nicht vertraut ist, *hausfraulich* höchstens mit dem diesem gebührenden Ethos« (166, Hervorhebung von mir, A.K.) enthüllt Paulsens latente Frauenfeindlichkeit, die vor dem Hintergrund seiner oben skizzierten Fixierung nicht unbedingt als böswillig zu verstehen ist, sondern nur aus hoffnungslos veralteten Denkstrukturen entspringt. Frauen als wandelnde Mythen, als faszinierende Melusinen können und sollen wohl auch nicht denken, geschweige denn literaturwissenschaftliche Aufsätze schreiben.

Nun folgt noch allerlei Verstreutes, das die alleinige Fruchtbarkeit des biographischen Zugriffs auf die *Jahrestage* unterstreichen soll. So warnt zwar Paulsen »vor der Versuchung, die von Johnson während seiner Interviews gemachten Äußerungen zu wörtlich zu nehmen« (171), doch vergißt er dies sogleich wieder, wenn er hinter Johnsons Aussage über den Tag des Arbeitsbeginns an den *Jahrestagen*: »An jenem Sonntag waren wir am Atlantik – ich hielt das für einen guten Anfang, so wurde es der erste Tag, der 20. August 1967« (zitiert nach Paulsen, 171) aufgrund des Signalwortes »Atlantik« sogleich wieder Mythisch-Bedeutsames wittert: »Auf wen also bezieht sich in Johnsons Antwort auf Zimmers Frage das »wir«? Nehmen wir an, die Tochter war damals in einem Ferienlager, so haben wir es hier fraglos mit der Transposition einer Elisabeth in eine Gesine zu tun – um im Bilde zu bleiben: mit der ans Land gestiegenen Wasserfrau« (174). Auch die Tatsache, daß die Cresspahls in die Johnsonsche Wohnung am Riverside Drive »einzogen«, ist Anlaß genug, um einige weitere Spekulationen über den Alltag in einem Domizil, »da wohnt nicht nur Uwe Johnson mit Frau und Tochter, da wohnt auch Gesine mit Marie« (176), anzustellen, die in der Vermutung gipfeln, Elisabeth habe vielleicht »in der Kapazität einer Fremdsprachenkorrespondentin, als welche sie ausgebildet war« (180) in einer Bank gearbeitet, um ihren Mann mit den nötigen Interna, »fast schon intime Kenntnisse des

amerikanischen Bankgeschäfts« (181), zu versorgen. In dieser Art folgen noch einige »Mutmassungen über Marie bzw. Katharina Johnson«, die gleichfalls wenig Erbauliches bringen – und verdutzt sieht sich der Leser am Ende von Kapitel und Monographie nach den versprochenen »Zugängen zu den *Jahrestagen*« um. Allein, er wird sie nicht finden.

Was bleibt? Ein diffuser Eindruck davon, daß also Mrs. Hinterhand und Mrs. Gesine Cresspahl »irgendwie« von Elisabeth Johnson abstammen, daß diese, wie bereits im Ansatz das Urbild der Ingrid Babendererde, für Johnson »die Frau an sich« – was ist das? – war und alle zusammen dann Töchter der mythisch-umwobenen Melusinengestalt sind. Der Mann in diesem Spiel suchte seine Anima, die er in seiner Melusine fand und die er sich schreibend aneignete, in seine Sicht der Welt einband, schließlich seine Erfahrung mit ihrer Lebensgeschichte vermengte, so daß sie »irgendwie« ein Teil von ihm wurde: womit Gesine, Elisabeth, Ingrid auch Uwe wären. Das geht so beliebig durcheinander, daß eine saubere Trennung nicht mehr möglich ist. Weiter bleibt ein großes Unbehagen, wenn unter dem Vorwand des »biographischen Zugriffs« das Privatleben eines Autors schonungslos durchwühlt wird, was eher den Voyeurismus einiger auf gewisse Sensationen fixierter Wissenschaftler befriedigt, als daß es das Kunstwerk und sein eigenes Leistungsvermögen in den Blickpunkt rückte. »Was Johnsons ganzes Schreiben letztlich bestimmt hat, so scheint es, war die Projektion seiner Anima auf eine Frau« (146) – welch traurige Reduktion eines Stücks großer Literatur, das so viel mehr an Welt enthält, liegt in diesem Satz. Und was wäre wirklich gewonnen, wenn man wüßte, daß irgendeine Geste, irgendeine Äußerung von Elisabeth Johnson auf Gesine übergegangen ist? Literatur kann doch immer nur in ein anderes Ganzes verwandelte Erfahrung, verwandelte Lebenswirklichkeit sein, wobei die »Kunst« in der Verwandlung liegt und nicht im Material derselben. Schließlich gilt es noch – mit einem Blick auf die Paulsenschen verbalen Trommelwirbel für die höchsteigene und gegen alle anderen Meinungen – eine Leerstelle zu verzeichnen, eine Haltung zu vermissen, die einen produktiven Dialog hätte initiieren können, die aber ihren Platz eher zwischen Fürstenberg und Lychen, denn in mancher Sekundärliteratur zu Johnson zu haben scheint: »Orre schnitt min Seis nich?«¹⁶ – Se ehr Seis schnitt nich.

Annekattrin Klaus, Weißhausstr. 50, 50939 Köln

16 Johnson, Marthas Ferien (Anm. 2), S. 42f.